

Das Lächeln des Dr. Čechov

In einer seiner Geschichten hat er den Witz zum Akteur gemacht. Was reitet den Erzähler, daß er seiner ängstlichen Rodelpartnerin auf der Schußfahrt "Ich liebe Sie, Nadja!" ins Ohr flüstert? Hat sie sich verhöhrt? "Lassen Sie uns noch einmal ... rodeln", sagt sie. Wieder der sprechende Fahrtwind, und wieder – und bald ist das verwirrte Mädchen süchtig nach den Windworten. Im "Scherz" von 1886 hat das Mißverstehen die Initiative und das letzte Wort, geschärft zum Paradox: Noch Jahre später ist das kleine Rätsel – ein Stück aus dem Fundus des "Fastnichts", das Anton Pavlovic Čechov zum Erzählstoff erhob – die schönste Erinnerung in Nadjas Leben, während der Erzähler rätselt, "wozu ich mir diesen Scherz erlaube habe ...".

Versprecher, Irrtümer, Fehlleistungen, kurz: Verfehlungen, die Mechanik des Witzes, sind das Prinzip von Čechovs Welt, zuallererst in der Liebe, wo das Wort den moralischen Klang des "Fehltritts" hat. Wo aber die Liebe selbst verkehrt ist, zeigt sie ihre korrupte Fratze. "Bedank dich bei meiner Frau!" herrscht mit einem Päckchen Rubel in der Hand der Vorgesetzte den Sekretär an. Nur wie? Beim Dankbesuch bestürmt der Aufgeforderte die Wohltäterin, sie möge ihren Mann, diese goldene Seele, nicht betrügen, schreitet zur Tat, wird ertappt, stammelt: "Aber ich meinte es doch ehrlich, Exzellenz!" – und wir müssen ihm glauben. Hundert Zeilen für diese ironische "psychologische Studie", die den Nietzscheschen Kern der Dankbarkeit – die Rache – freilegt. Hundert Zeilen, um dasselbe mit der Bescheidenheit durchzuexerzieren: Der Erzähler prüft die Standfestigkeit seiner Zukünftigen mit lauter Selbstbezeichnungen, bis sie endlich – ihr Jawort zurückzieht. Hundert Zeilen für die "Erinnerungen eines Idealisten", der am Ende seines Sommerhausaufenthalts die "romantischen" Liebeszulagen der Vermieterin in Rechnung gestellt bekommt ... Hunderte solcher Spotttexte hat der Moskauer Medizinstudent in satirischen Zeitschriften veröffentlicht – sofern es die Zensur erlaubte. Peter Urban, der unermüdliche Čechov-Forscher, dessen wunderbare Neuübersetzungen auch in den schönen Ausgaben der Friedenauer Presse erscheinen, hat 132 von ihnen für seine Diogenes-Werkausgabe ausgewählt und zum großen Teil erstmals ins Deutsche übertragen.

Ein Jahrmarkt der Skurrilitäten: futuristische Grotesken, karnevalistische Metamorphosen, literarische Parodien, parabolische Märchen, Possen, Witzfragen. Hier, wo "Humor" in Auftrag gegeben ist, erweisen sich die fließenden Grenzen zu den berühmten Kurzgeschichten – und damit die ästhetische (und moralische) Kontinuität der Čechovschen Erzählweise. Den Anfang gibt der 20jährige mit einer "Bagatelle" gegen die gängigen Erzählkonventionen; die szenischen Alltagssplitter dann zeigen in ihren satirischen Verkleidungen und Perspektiven schon die präzise Introspektion der späteren Erzählungen. Im Raritätenkabinett des "Humoristen" wartet das riesige Heer der Normalen, zieht die Uniform aus und steht nackt da: "Ivan Kapitonyc ist ein kleines, getretenes, platt gedrücktes Wesen, das nur lebt, um fallengelassene Taschentücher aufzuheben und an Feiertagen zu gratulieren ... Sein Gesicht sieht aus wie von der Tür eingeklemmt oder mit einem nassen Lappen geschlagen." Nicht genug: Diese Figur plustert sich zum querulantischn Popanz auf und sackt erst in sich zusammen, als sie im Erzähler den Vorgesetzten erkennt, der wiederum das Vertrauen in sein Menschen- (und Selbst-)bild verliert.

Čechovs Sprachspiel, ob bitter oder albern, entkommt man nicht: Es fehlt das rettende Ufer des Rechthabers, des Anklägers. Denn wir befinden uns in der Praxis eines (angehenden) Arztes, der seine eigene Erkenntnis – daß die Krankheit diagnostiziert, aber nicht geheilt werden kann – mehr erlitten als genossen hat. Es ist die Hilflosigkeit des Landarztes in "Ein Fall aus der Praxis", der sieht, daß die Fabrikantentochter in ihrem Leben eingesperrt ist wie die Arbeiter auf dem Gelände, und ihr lediglich eine "ehrenhafte Schlaflosigkeit" attestieren kann. Von Anfang an gilt der herzzerreißende Satz, den der 30jährige Autor dem Greis aus seiner "Langweiligen Geschichte" in den Mund gelegt hat, die Antwort auf die inständig wiederholte Frage seines geliebten Mündels: "Was soll ich tun?" – "Ehrlich, Katja: ich weiß es nicht ...".

Nihilismus ist Čechov vorgehalten worden, weil er den Horizont der Versöhnung im Nirgendwo beläßt, dort, wo sich die parallelen Fluchtlinien schneiden, auf denen seine Figuren aneinander vorbeireden und -handeln. Weil er die tausend Formen des Einander-Verfehlens so streng herausgeschliffen hat, daß die objektive Absurdität ihrer "Verständigung" kenntlich wird. Und weil sich der ungesättigte Rest einzig der "schwingenlahmen Sehnsucht" (Feuchtwanger) dieser Figuren und der Musik seiner Sprache verdankt. Sie ist so exakt komponiert, daß jede Pointe, jeder Effekt, jede

Pose überflüssig wird. So verschränken sich, nach Čechovs eigenen Worten, die medizinische und die ästhetische Methode und erzeugen jene Kombination von Objektivität und Einfühlung, die seinem Erzählen die einzigartige Temperatur verleiht. "Čechov ist der Hausarzt seiner Figuren", schrieb eine amerikanische Rezensentin, und als solcher ist er unbarmherzig im Beobachten und Kombinieren, unbestechlich in seiner lakonischen Beschränkung und unerbittlich in seiner Absage an manierierte Lügen und literarisierende Beschönigungen.

Abstrus ist es daher, wie geschehen, seinen Namen (wie den Raymond Carvers) im Zusammenhang mit der lauen Kühle neuer deutscher Erzähl-Kreationen zu nennen – dem verklemmten Pathos solcher Sätze etwa: "Sie war so unantastbar, wie du es immer geliebt hast, sie war ganz fern ... sie sah verletzlich aus und schön ..." (Judith Hermann). Der Russe kann kein Vorbild für Tränen aus Plexiglas sein, weil seine Kunst die Würde ästhetischer Schamhaftigkeit besitzt. Sie zwingt zum bewußten, disziplinierten Verzicht auf die sentimentale Zutat eigenen Gefühls und erzeugt dadurch einen Frost, über dem unfehlbar die Wärme aufsteigt, die so viele an Čechov erstaunte: zarte Aufmerksamkeit, taktvolles Mitleid, vorsichtige Teilnahme, geduldige Distanzierung, freundliche Ironie ... "Man muß die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen ... und die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Äußern hineinzukopieren."

Diese Sätze, von Büchner dem Dichter Lenz in den Mund gelegt, gelten für Čechov. Daß sie kein naturalistisches Programm generieren, beweist ein Stück wie "Leonce und Lena", dessen närrische Poesie dem absurden Realismus Čechovs so nahe kommt wie dieser etwa der kalkulierten Leere eines Beckett. Alle drei haben das Sprachversagen gestaltet, die Vergeblichkeit der Kommunikation, das Mißverstehen als Motor des Stillstands. Ernst Wendt hat Čechovs Weltbild mit dem Anfangssatz aus Becketts "Murphy" überschrieben: "Die Sonne schien, weil sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues." Statt sie durch Sinn zu veredeln, versetzt Čechov die Tragik dieses Weltbildes in die Schwebel, indem er ihr stets etwas von dem unbändigen Klamauk seiner ersten Versuche beimengt – Lachen in kleinen Dosen.

Der englische Schriftsteller Henry Bates kommentierte diese Kontinuität: "Nach seinen Anfängen als Autor komischer Sketches für Witzblätter ließ sich Čechov mit

einiger Mühe ... überzeugen, sich und sein Werk ernster zu nehmen. Zum Glück lernte er diese Lektion nie gründlich, und durch sein ganzes Werk bricht immer wieder der verschmitzte Blick des korrektiven Humors." Ein Korrektiv also – weniger als ein tapfer-tumbes "Trotz alledem", mehr als ein zynisch bequemes "Jetzt erst recht". Deshalb ist das Lächeln des Doktor Čechov unsichtbar für die, die es nicht selbst mitbringen, solche, die eine Ideologie vermissen und nur das fahle Grauingrau seiner Literatur sehen. "Čechovs Bücher sind traurige Bücher für humorvolle Menschen", schrieb sein Bewunderer Nabokov. Was aber, wenn der Humor selbst zur Ideologie verkommt? "Es gibt Autoren, deren Werke so halbwegs zwischen einem Kichern und einem Gähnen liegen – viele von ihnen sind Berufshumoristen", fährt Nabokov fort. Die allerdings haben Konjunktur.

Humor ist *in*. Kaum ein Kritikerlob, das nicht den Humor des Autors als dessen größtes Kapital feiert, kaum eine Debatte, in der nicht mit deutscher Gründlichkeit die deutsche Krankheit geißelt wird – der "tierische Ernst". Funkkultur, trendige political incorrectness und "souverän" abgeklärtes Intellektuellentum fletschen gemeinsam die Zähne. Ein paar blasierte Jungautoren haben mit Trotz (Irony is over) auf die Ironiepflicht reagiert – vergeblich: Erst kürzlich gab einer der unzähligen "Literatur muß"-Zensoren in der *taz* die Lachparole zum 11. September aus. "Die Zukunft des Romans wird humoristisch sein oder sie wird nicht sein." Gegen den "erhobenen Zeigefinger" erfundener Feuilleton-Tugendwächter erhob der Spaßbeamte und Literaturpädagoge Matthias Politycki ("Literatur ist ein Dienstleistungsgewerbe") seinen eigenen: "Wollen wir diesen mühsam erkämpften Spielraum Neuer Deutscher Lesbarkeit jetzt preisgeben?" Die gewerkschaftliche Basis, an die diese bräsige Humorverordnung appelliert: "Schwere Zeiten für alle, die dem Leser nicht auch noch mit ihren Büchern zur Last fallen wollen." Ach, schwere Zeiten für Čechov!

In seiner kürzlich erschienenen, sehr lesens- (allerdings auch kürzens-)werten Studie "Lichtstrahl aus Scherben" hat der Literaturwissenschaftler Gerhard Bauer in Čechovs "schonendem" Lächeln das ambivalente Schillern eines Lebens im Konjunktiv ausgemacht: "Da gäbe es einen Bereich der Freiheit, der Laune, einen Ausstieg aus dem verzehrenden Trott der offiziell zugerechneten Existenz, aber dieser Ausstieg funktioniert höchstens sinnbildlich, als Abglanz ..." Čechov ist eben kein Berufshumorist. Wer bloß unterhalten werden will, dem bleibt bei ihm das Lachen im Hals steck-

ken. Die letzte und großartigste Humoreske, die Peter Urban neu übersetzt hat, handelt von einem verliebten Karpfen, der an der Angel der Angebeteten sterben will, doch der Haken reißt ihm nur die Unterlippe ab. Da "brach er in wildes Gelächter aus ... Er wurde wahnsinnig." Eines Tages verwechselt der arme Fisch einen schwimmenden Dichter mit seiner Liebsten und küßt ihn zärtlich auf den Rücken. "Der Kuß hatte die allerfatalsten Folgen: der Karpfen hatte den Dichter mit seinem Pessimismus infiziert. Nichtsahnend entstieg der Dichter dem Wasser und ging, mit wildem Gelächter, nach Hause"; darauf steckt er alle Kollegen an, die forthin nur noch "düstere, niedergeschlagene Gedichte" schreiben.

Gibt es einen besseren Grund zu lachen und zu küssen als eine fehlende Unterlippe, die kein Arzt wieder ankleben kann? Diese lächelnde Kälte würde allen wohltemperierten Spaßvögeln, diese klirrende Wärme allen halbgefrorenen Fräuleinautorinnen gut tun. Doch Krankheiten lassen sich nicht von außen heilen, und Čechov kann man nicht verordnen.

- *Anton Čechov, Humoresken und Satiren 1880-1892, 2 Bde. Hrsg. und übersetzt von Peter Urban. Diogenes Verlag 2001, 274 und 370 S.*
- *Gerhard Bauer, Lichtstrahl aus Scherben. Čechov. Stroemfeld 2000, 410 S.*

(Die Zeit, 2002)